

Metaphern als indirekte Beschreibung

Die Einladung zu diesem Symposium rief Ideen wach, mit denen ich vor zwanzig Jahren gespielt hatte ohne sie dann ernstlich zu verfolgen. Ich hatte Lakoff und Johnsons Buch *Metaphors we live by* (1980) gelesen und der Kontrast zwischen der ausgezeichneten Darstellung der Hauptthese und der oberflächlichen Behandlung dessen, was die beiden Autoren „experiential bases of metaphor“, also die erfahrungsmässige Grundlage nannten, dieser Kontrast hatte mich einigermaßen irritiert. Die einzigen Grundlagen, die da erwähnt werden, sind Auf- und Abbewegung und das Gefühl des Greifens. Kein Wort über das fundamentale Erlebnis der Erfahrungsfolge, das heißt das Hintereinander der bewußten Erlebnisse, welches die Basis liefert sowohl für die Begriffe von Raum und Zeit wie auch für jene der Entwicklung und des Zerfalls.

Den Aufbau von Begriffen aus nicht-metaphorischen Erlebnismomenten habe ich zumindest teilweise anderwärts beschrieben (Glaserfeld 1979, 1996). Hier möchte ich die metaphorische Funktion untersuchen und nahelegen, daß es verschiedene Sorten von Metaphern gibt und daß die Grenzen zwischen ihnen und dem Wörtlichen hier und dort verschwommen sind.

Ich bin ganz einverstanden mit der These, daß Metaphern den Aufbau unserer Begriffe und somit unseres Denkens einschränken und in diesem Sinn beeinflussen. Doch ist es recht übertrieben, zu behaupten: „... jede Erfahrung findet vor dem breiten Hintergrund kultureller Voraussetzungen statt“ (S.57). Kleinkinder bis zum Alter von zwei Jahren machen Erfahrungen ohne „kulturelle Voraussetzungen“ und im Laufe dieser ersten zwei Jahre konstruieren sie die Hauptkategorien an die spätere Erfahrungen assimiliert werden. Zudem finde ich es wichtig, zu betonen, daß der einschränkende Effekt von Metaphern keine Einbahnstraße ist. Von meinem Gesichtspunkt aus führen die beiden Autoren ihre Leser irre, wenn sie das Buch mit folgendem Absatz schließen:

... Metaphern sind nicht bloß Dinge, hinter die man schauen ums, man kann hinter ihnen nur mit Hilfe anderer Metaphern sehen. Es ist als wäre die Fähigkeit, Erfahrung durch Metaphern zu verstehen, eine Sinnesform wie jene des Fühlens oder Hörens. eine Sinnesform, in der Metaphern die einzige Form der Wahrnehmung und des Welterlebens liefern. (Lakoff & Johnson, 1980, S.239).

Das scheint mir eine folgenschwere Verzerrung, denn sie eliminiert die wichtige Unterscheidung zwischen dem rohen Sinnesmaterial der Erfahrung und der

Wahrnehmungstätigkeit, die dieses Rohmaterial artikuliert und kategorisiert. Am Anfang des Buches schrieben die Autoren: „Das Wesen der Metapher besteht darin, eine Art von Erlebnis in der Form eines anderen zu verstehen und zu erleben“ (S.5); am Ende wird diese Übertragung auf einen Metaphernaustausch reduziert.

Das Wort „Metapher“ wurde von den Griechen erfunden und bedeutete buchstäblich etwas von einem Ort an einen anderen tragen. Aristoteles sagte, Metaphern bestehen darin, daß man einem Ding einen Namen gibt, der zu etwas anderem gehört (Poetik, 1457). Offensichtlich gibt es Bedeutungen, die nicht metaphorisch sind und darum auch *nicht*-metaphorische Formen des Erlebens. Um eine Metapher zu bilden, wird ein Teil der wörtlichen Bedeutung eines Wortes aus der ursprünglichen Situation herausgeschält und auf eine andere Situation übertragen. Diese Übertragung bildet den eigentlichen Kern der Metapher. Darum kann man sagen, die Bezeichnung „Metapher“ ist selbst metaphorisch und hinter dieser Bezeichnung sehen wir nicht eine andere Metapher, sondern ein tatsächliches, ganz prosaisches Erlebnis wie etwa die Übertragung der Funktion eines Messers vom Brotbrett zu den ungeschnittenen Seiten eines Buchs. Das ist ein Vorgang, den ich in anderen Arbeiten „absichtliche Assimilation“ genannt habe.

Diese Art der Übertragung wird Entwicklungspsychologen wahrscheinlich an etwas erinnern, das sie oft beobachtet haben. Kinder um das Alter von drei Jahren nehmen zuweilen einen kleinen Gegenstand in die Hand, schieben ihn auf dem Boden oder auf dem Tisch entlang und begleiten die Bewegung mit einer oft recht guten Imitation von Motorenlärm. Die Kinder wissen sehr gut, daß das, was sie in der Hand haben, kein Auto ist. Darum fügen sie den charakteristischen Lärm hinzu. Und weil sie bereits gelernt haben, daß Erwachsene oft schwer von Verständnis sind, machen sie ihr Vorhaben oft noch deutlicher, indem sie das Wort „Auto“ wiederholen.

Obgleich diese Vorführungen eine begriffliche Übertragung verlangen, möchte ich sie doch nicht als Metaphern bezeichnen, denn sie passen weit besser in die Kategorie der Simulation. Das Kind glaubt keineswegs, daß der sich bewegende Gegenstand ein Auto ist, doch es betrachtet ihn vorübergehend *als* Auto. Anders ausgedrückt, die Handlungen des Kindes sollen in ihm oder ihr, sowie im Zuschauer, ein Erlebnis heraufbeschwören, das mit den gegenwärtigen Wahrnehmungen vereinbar aber keineswegs identisch ist.

Die Prozedur ist nicht unähnlich jener, die von Malern verwendet wird. Ich will Matisse als Beispiel nehmen, denn viele seiner Zeichnungen verkörpern, was ich klar machen möchte. Seine Blätter zeigen mitunter ganz einfache Konfigurationen, die dennoch sofort als eine Lilie oder andere Blume erkenntlich sind. Was ist das Geheimnis dieser Sorte von Kunst? Aus der konstruktivistischen Perspektive ist die Antwort nicht schwer zu finden. Die Linienkonfiguration auf dem Papier bietet den Betrachtern die Möglichkeit, die gleichen Aufmerksamkeitsbewegungen auszuführen, die sie zum Erkennen einer Lilie in Vase oder Feld führen würden. Was der Künstler liefert, ist lediglich der Anlaß, der Operationsmuster aufruft, die es dem Beschauer möglich machen, sich bestimmte Erlebnisse aus seinem Repertoire vorzustellen.

Diese Funktion ist anders als die metaphorische eines Wortes oder einer Phrase und ich will die Bezeichnung „Metapher“ für das linguistische Phänomen reservieren. Selbstverständlich wird im sprachlichen Bereich auch etwas übertragen, doch es geht nicht darum, die Vorstellung von einem Erlebnis durch die Vorstellung eines anderen

zu ersetzen. Was immer durch einen metaphorischen Ausdruck hervorgerufen wird, soll lediglich einer bereits bestehenden Vorstellung eine neue Dimension verleihen. Wie Paul Ricoeur (1978) bemerkt hat, ist die Metapher eine Form der prädikativen Aussage, das heißt der Beschreibung. Eine Eigenschaft, die üblicherweise einer bestimmten Sorte von Gegenstand zugeschrieben wird, dient nun als Beschreibung eines andersartigen Gegenstands.

Eine Untersuchung des Metapherphänomens kann also mit der Frage beginnen, Was wird da übertragen? Nun, es ist jedenfalls eine begriffliche Angelegenheit, doch unterschiedliche Sorten kommen in Frage. Es kann sich um eine Tätigkeit handeln, wie zum Beispiel der körperliche Transport, auf den das Wort Metapher“ selbst anspielt. Häufiger jedoch wird es sich um ein Merkmal handeln, eine oberflächliche oder strukturelle Beschaffenheit – kurz, etwas, das einem Ding zugeschrieben werden kann.

Ehe wir die unterschiedlichen übertragbaren Attribute betrachten, möchte ich einen allgemeineren Punkt zur Sprache bringen. Donald Davidson schreibt in seinem klassischen Essay „What do metaphors mean?“ (1978), daß als Metaphern benützte Wörter oder Ausdrücke die gleiche Bedeutung haben wie in ihrem wörtlichen Gebrauch. Das scheint mir zuviel gesagt. Um einen Ausdruck als Metapher zu erkennen, muß man nämlich *sehen*, daß er wörtlich genommen keinen richtigen Sinn hätte (vgl. Eco, 1990, S.155). Was eine Metapher von einem Zusammenhang in einen anderen trägt, ist nie die *ganze* Bedeutung eines Wortes oder Ausdrucks. Davidson bespricht in seinem Aufsatz die Phrase „Man is a wolf“ (der Mensch ist ein Wolf) und das ist ein Beispiel, mit dem ich gut erläutern kann, was ich meine.

Nehmen wir an, wir steigen auf einen Berg in Montana oder wandern durch den sibirischen Wald. Plötzlich huscht ein silberner Schatten vor uns über den Weg. „Was war das?“ fragen wir unseren Führer. Ein Wolf, sagt er, und wir bräuchten uns keine Sorgen zu machen. Der Name, den er uns geliefert hat, erlaubt es uns, dem flüchtigen Erlebnis zuzuschreiben, was immer wir über Wölfe gelernt haben. Der Führer hat das Wort „Wolf“ wörtlich gemeint und darum können wir nun den wahrgenommenen Schatten als Erlebnis einordnen und charakterisieren; zum Beispiel als:

- vierbeiniges Säugetier
- Waldbewohner
- Fleischfresser
- rücksichtsloses Raubtier
- soziales Wesen, usw.

Im Gegensatz dazu stellen Sie sich nun einen Wichtigtuer vor, der in seinem Monolog auf einer Cocktailparty erklärt: „Man is a wolf.“ Wir verstehen das ohne weiteres als Metapher und übertragen keineswegs die gesamte Bedeutung, die wir mit dem Wort „Wolf“ assoziieren, auf unsere Vorstellung vom Menschen.

Doch wie wissen wir, welche der wölfischen Eigenschaften wir wählen sollen? Die Antwort auf diese Frage ist sicher nicht einfach. Wenn das Klischee uns nicht geläufig ist, müssen wir versuchen, so gut wie möglich herauszufinden, welche Beschreibung eines Wolfes auch einigermaßen auf Menschen passen könnte. Vier Beine und Waldbewohner kommen nicht in Frage. Auch Fleischfresser geht nicht, denn das würde die Vegetarier ausschließen. Es bleiben „rücksichtsloses Raubtier“ und „soziales Wesen“. Nur das konventionelle Vorurteil kann in diesem Fall zu einer

Entscheidung führen. Ein dreijähriges Kind, das aufgeschnappt hat, daß Wölfe eine Art von Tieren sind, wird die Metapher nicht begreifen, denn von seinem Gesichtspunkt aus sind Tiere und Menschen scharf zu trennende Kategorien.

Ebenso, wenn Eltern ihre Tochter ermahnen: „Sei doch kein Ferkel!“ – weil sie das letzte Schokoladeeis aus der Schale leckt – so meinen sie nicht, ihr Liebling könne zu einer wirklichen Sau heranwachsen; sie meinen nur, sie solle sich nicht wie eine benehmen. Dabei vergessen sie, daß das Kind die Mahnung nicht verstehen kann, wenn es sich das Vorurteil, demnach Schweine schmutzige Tiere sind, noch nicht angeeignet hat. Zwei oder drei Mahnungen dieser Art werden dann freilich genügen, um das Kind zu akkulturieren.

In seinem grundlegenden Werk, *„Métonomie et métaphore“* (Paris, 1971), erklärt Albert Henry, daß Metaphern nicht mehr als zwei Attribute übertragen. Diese quantitative Frage müßte von Literaturexperten untersucht werden. Mir will scheinen, daß *ein* Attribut meistens die Hauptrolle spielt und daß es schwierig ist, festzulegen, wie viele weitere Attribute mitgezogen werden.

Wenn ich zu Ihnen sage: „Ihr Bruder ist ein Riese“, so verstehen Sie es wahrscheinlich als Bemerkung über seine ungewöhnliche Größe, wissen aber nicht, ob ich nicht auch im Sinn hatte, daß er sehr haarig ist und eine zu laute Stimme hat. Wie Robert Schwarz (1997, S.24) feststellte, ist man bei Metaphern innerhalb gewisser konventioneller Einschränkungen frei, jedwede Beziehung, die einem zutreffend oder interessant erscheint, zwischen den beiden Elementen aufzugreifen. Das deutet an, daß Metaphernbenutzer sich nicht an den Grundsatz halten, den Wittgenstein in seinem Traktatus als Paragraphen 4.116 formulierte: „Alles was sich aussprechen läßt, läßt sich klar aussprechen.“ – Was metaphorisch gesagt wird, ist nicht immer klar. Und diese Unschärfe ist ein wichtiges Kennzeichen. Mache ich einen einfachen Vergleich, etwa: „Ihr Bruder ist so groß wie ein Riese,“ so erscheint der Riese nur als Maß, denn meine Formulierung schließt andere Eigenschaften ausdrücklich aus. In der Metapher hingegen wird der Riese als Begriff herangezogen und das heißt, er erscheint mit seiner ganzen Aura möglicher Eigenschaften, unter denen der Zuhörer oder Leser zu wählen hat.

Diese Unsicherheit des Empfängers führt zu einer aufschlußreichen Unterscheidung. John Searle (1979, S.93) unterstrich die Tatsache, daß die Bedeutung, die der Autor einer Metapher im Sinn hat, sich nicht mit der Bedeutung der verwendeten Wörter im normalen Sprachgebrauch deckt. Auf den ersten Blick mutet das als kategorialer Unterschied an, doch näher betrachtet ist er nicht so scharf wie er scheint. Aus der konstruktivistischen Perspektive ist die Annahme, daß Wörter und Sätze eine feste, inhärente Bedeutung haben, eine Fiktion. Zweifellos nützlich, aber dennoch eine Fiktion. Ein kurzer Blick auf die Art und Weise, wie Kinder ihre Sprache erwerben, zeigt, daß das, was sie schließlich mit den Wortlauten, die sie nachzuahmen lernen, als Bedeutung assoziieren, nur aus Stücken eigener Erlebnisse aufgebaut werden kann. Obschon diese Fragmente individueller Erlebnisse im Laufe weiterer Erfahrung angepaßt werden, bis sie mehr oder weniger vereinbar sind mit dem, was andere zu erleben scheinen, bleiben sie doch bis zu einem gewissen Grad idiosynkratisch.

Der Unterschied zwischen der Bedeutung metaphorisch beabsichtigter Äußerungen und dem wörtlichen Gebrauch derselben Wörter ist also eher ein

Unterschied des Grades als der Kategorie. An die zeitweilige Unsicherheit in Bezug auf wörtlich beabsichtigte Bezeichnungen von konkreten Gegenständen sind wir gewöhnt und sie ist nur selten Ursache ernstlicher Mißverständnisse. Dank vorhergehender sprachlicher Interaktionen wissen wir ziemlich gut, welche Eigenschaften und Funktionen andere Sprecher den Gegenständen, die sie wahrnehmen, zuschreiben. Im Bereich abstrakter Begriffe jedoch tasten wir oft im Dunkeln. Die Unsicherheit in Bezug auf welcher Teil der Bedeutung im metaphorischen Gebrauch eines Wortes übertragen werden soll, ist oft von der gleichen Größenordnung. In der Tat muß diese metaphorische Unsicherheit häufig eher auf Grund von konventionellen Zuschreibungen entschieden werden als auf Grund von dem, was wir über Zusammenhang und tatsächlichen Hintergrund der spezifischen Aussage wissen.

Wenn Sie zum Beispiel jemandem erklären, daß Maria Magdalena zur Heiligen erklärt wurde, obschon sie eine Prostituierte gewesen war, so meinen Sie das Wort „Heilige“ wörtlich als den Titel, der vom Papst verliehen wird. Wenn Sie hingegen von einer Bekannten sprechen, die sich gänzlich der Pflege ihres gelähmten Vaters widmet, so können Sie grenzenlose Geduld und Hingabe andeuten, indem Sie sie eine „Heilige“ nennen. (Hätten Sie die selbstlose Bekannte als Maria Magdalena bezeichnet, so würde es nicht ihre Tugendhaftigkeit beleuchten sondern eine sündhafte Vergangenheit.)

In den Beispielen, die ich bisher erwähnt habe, soll der metaphorische Ausdruck bestimmte Eigenschaften auf den Hauptbegriff übertragen. Als prädikative Beschreibung kann jedoch auch eine Tätigkeit zugeschrieben werden, die einem anderen Zusammenhang angehört und darum einen ungewöhnlichen Aspekt bildet. Wenn jemand sagt: „Es schüttet“, so meint er, es regnet wie aus Kübeln; und wenn wir hören, „Ein Boxer habe seinen Gegner geradezu geschlachtet“, so sehen wir einen Fleischhauer an der Arbeit. Manchmal ist die Zuschreibung viel komplizierter und, um sie zu verstehen, bedarf es nicht nur der Lebenserfahrung sondern auch geschichtlichen Wissens. Marlowes berühmter Satz, „The face that launched a thousand ships“ bleibt unverständlich für alle, die nie vom Trojanischen Krieg gehört haben und nicht wissen, daß es ein Seitensprung der Schönen Helena war, der den Anlaß zum Trojanischen Krieg lieferte.

Schließlich gibt es auch Metaphern, die niemand verstehen kann, der nicht mit den modischen Assoziationen der spezifischen Sprachgruppe vertraut ist.

Der Grund, weswegen ich den Titel „Metaphern als indirekte Beschreibung“ gewählt habe, ist nun wohl leicht zu sehen. Metaphern übertragen eine Eigenschaft von einem Ding der Erklebenswelt auf ein anderes, aber die Attribution ist indirekt, denn es wird nicht bestimmt, welche Eigenschaft gemeint ist.

Wie Sie vielleicht bereits bemerkt haben, kann die metaphorische Prädikation jede grammatische Form annehmen. Sie kann in der Form von Eigenschaftswörtern erscheinen, wie zum Beispiel:

- feurigtes Temperament
- faule Ausrede
- verschlafenes Dorf
- rosige Wangen, usw.

Nicht weit von uns in Massachusetts gibt es einen „*Bald Mountain*“, einen haarlosen Berg; und in den Alpen gibt es breite, weiße, rote und wilde Hörner, weil ihre Form jemanden an die Hörner von Tieren erinnert hat.

Die Prädikation kann ein Partizip sein:

beißender Witz
drohende Wolken
erschütternde Nachricht
süßliche Erzählung, usw.

In diesen Fällen legt die Metapher eine partielle Analogie nahe, so daß eine Eigenschaft einem Objekt als Beschreibung zugeordnet werden kann, obschon das Objekt gewöhnlich nicht so beschrieben wird.

Der metaphorische Ausdruck kann schließlich auch ein Zeitwort sein:

eine philosophische Schule angreifen
eine Theorie konstruieren
eine Idee lancieren
einen Gedanken ausspinnen, usw.

Hier wird jeweils eine Tätigkeit in einen Zusammenhang projiziert, in dem keines ihrer üblichen Werkzeuge angemessen erscheint. Was übertragen werden soll, sind nicht Gruppen von Handlungen, sondern deren beabsichtigte Wirkungen und ihr Gesamtziel. Philosophische Schulen werden nicht mit Fäusten oder Kanonen angegriffen, Theorien nicht mit Hammer und Nagel konstruiert, und Gedanken nicht zwischen Daumen und Zeigefinger gesponnen.

Diese Verbalen Formulierungen sind mit einer sprachlichen Verwendung von Analogien verwandt, die auch Metapher genannt wird, aber eine andere Funktion hat. Ich beziehe mich auf die Verwendung von Analogien in der Bildung und Benennung von Begriffen. Diese Verwendung von Analogien ist anders als jene in der ein sprachlicher Ausdruck Dingen, die bereits isoliert und benannt sind, eine ungewohnte Beschreibung zuordnet.

Hier ist ein Beispiel dieser Sorte. Wenn wir die senkrechten Stützen einer Tischplatte „Beine“ nennen, so tun wir es, weil wir eine Analogie sehen zwischen der Stellung und Funktion dieser Stützen und den Extremitäten, die uns das Stehen ermöglichen. Wir verwenden diese Analogie, um Teile des Tisches zu isolieren und ihnen einen Namen zu geben, der es uns erlaubt, von ihnen zu sprechen und sie als Einzeldinge zu beschreiben.

Das gleiche Verfahren liefert uns:

Familienzweig
Zahnwurzel
Briefkopf
Bergfuß, usw.

Es ist typisch für diese Ausdrücke, daß eine strukturelle Analogie dazu dient, einen neuen Begriff zu bilden, auf den man nun mit Hilfe des übertragenen Wortes hinweisen kann. Das Bein des Tisches übernimmt Stellung und Funktion, Zweig der Familie, die Verbindung mit einem „Stamm“ und die Richtung des Wachstums, Briefkopf und Fuß des Berges übernehmen lediglich die relative Position.

In diesem Zusammenhang möchte ich eine seltsame Tatsache erwähnen. Viele Teile eines Autos haben unterschiedliche Bezeichnungen im britischen und im

amerikanischen Englisch. Der Teil der den vorliegenden Motor bedeckt, heißt „*bonnet*“ im United Kingdom und „*hood*“ in den Vereinigten Staaten. Die Windschutzscheibe heißt „*wind screen*“ respektive „*wind shield*“, und das Blech über den Rädern heißt „*mudguards*“ in England und „*fenders*“ in Amerika. Ebenso ist es bei vielen anderen Autoteilen, die ursprünglich dank einer offensichtlichen Analogie gebildet wurden, deren aber niemand mehr bewußt ist, wenn die Wörter heute benützt werden. Darum sage ich, diese Ausdrücke haben die metaphorische Funktion verloren. Als sie erfunden wurden jedoch beruhten sie auf der postulierten Ähnlichkeit von Struktur und Zweck zweier an und für sich grundverschiedener Dinge. Das heißt sie wurden als Metaphern geschaffen, wurden aber schnell als wörtliche Bedeutungen in den Wortschatz aufgenommen.

Metaphern rutschen ins Wörtliche, wenn sie nicht mehr ein Gefühl des Widerspruchs erwecken, wenn zwischen der primären Vorstellung und der von der Metapher hervorgerufenen keine Diskrepanz mehr gespürt wird. Wenn jemand meinen Bruder einen Gorilla nennt, so heißt das nicht, er sei tatsächlich ein Gorilla, sondern nur daß ich da eine mögliche Ähnlichkeit sehen soll. Hingegen, wenn ich einen Ausdruck höre, wie „Tischbein“, „Zahnwurzel“, oder „Briefkopf“, so kommen mir andere Beine, Wurzeln oder Köpfe nicht in den Sinn, denn diese Wörter sind längst eigenständige Bezeichnungen für ganz bestimmte Dinge geworden.

In seinem Buch *I limiti dell'interpretazione* (1990, p.155), macht Umberto Eco einen interessanten Vorschlag: Er vergleicht die Annahme einer Ähnlichkeit zwischen zwei Gegenständen mit dem Erfinden einer Regelmäßigkeit oder Regel, die Peirce „Abduktion“ genannt hat. Dieser Vorschlag ist natürlich selbst eine Abduktion, d.h. eine vernünftige Erfindung, und ist keineswegs weit her geholt. Hat man einmal eingesehen, daß die Regeln und „Gesetze“, mit deren Hilfe wir unsere Erfahrungen ordnen und systematisieren, glückliche Erfindungen sind, dann folgt, daß das Suchen und Finden von Ähnlichkeiten ein nicht sehr verschiedener Vorgang ist. Sobald eine Regel formuliert ist, muß sie an Hand von wiederholten Instanzen induktiv geprüft werden; und ebenso lassen sich Ähnlichkeiten und Analogien nur durch die Wiederholung von zwei oder mehreren Erlebnissen bestätigen.

Eine Abduktion, gleichgültig in welchem Zusammenhang sie gemacht wird, ist der Ursprung einer Neuigkeit in dem Bild, das wir uns von der Erlebenswelt konstruieren. Es ist genau das, was Metaphern ihre Macht gibt. Die wörtliche Bedeutung von Wörtern übermittelt, was bereits bekannt ist – Metaphern bewirken die Bildung von neuen Verbindungen. Metaphorische Ausdrücke deuten eine Beziehung an, bestimmen aber nicht welche. Darauf beruht der Effekt, der sie zu einem Werkzeug nicht nur der Dichter macht, sondern, wie Thomas Kuhn (1979) und andere bemerkt haben, auch in der Entwicklung wissenschaftlicher Theorien. In der Dichtkunst ist es die Unbestimmtheit der Bedeutung, die Leser oder Hörer zu eigener schöpferischer Auslegung zwingt und somit die poetische Wirkung steigert. In der Wissenschaft sind es metaphorische Vergleiche und Analogien, die oft einen theoretischen Brückenkopf in unerforschten Gebieten schaffen.

Relativ wenig Aufmerksamkeit hat man der Benützung von Metaphern in Religion und Metaphysik geschenkt. In diesen Gebieten spielen sie eine wichtige Rolle, die etwas anders ist als die bisher besprochene. Meines Wissens war der italienische Philosoph Giambattista Vico (1710) der erste, der bemerkt hat, daß die

Sprache der Dichter und Mystiker durch eine Sorte Metapher gekennzeichnet ist, die im rationalen Diskurs nicht zulässig ist. Diese Sorte gleicht den Märchen, die fiktive Element enthalten, und sie dient zum Ausdruck von „poetischer Weisheit“, die sich nicht in das praktische Wissen der Wissenschaft übersetzen läßt.

Ich will versuchen, den Unterschied darzulegen. In all den Metaphern, die ich bisher erwähnt habe, sind sowohl der Gegenstand, von dem Eigenschaften geborgt werden, als auch der Gegenstand, dem sie zugeschrieben werden, bekannt – in dem Sinn, daß beide aus erlebten Zusammenhängen der Sprachbenützer verankert sind. Religion und Metaphysik hingegen wimmeln von metaphorischen Ausdrücken, bei denen dies nicht der Fall ist..

Der Satz „God is love“ (Gott ist Liebe) ist ein typisches Beispiel. Das Wort „Liebe“ kann von jedem Sprecher der Sprache auf Grund eigener Erlebnisse interpretiert werden; einzelne Aspekte dieser Erlebnisse könnten auch isoliert und auf Referenten (Bedeutungen) anderer Wörter übertragen werden; wer oder was aber ist der Referent des Wortes „Gott“? Kein Sprecher der Sprache hat eine Erfahrungsgrundlage aus der er eine greifbare Bedeutung ableiten könnte. Vor beinahe zweitausend Jahren haben Byzantinische Theologen bereits die Einsicht formuliert, daß alle unsere Begriffe notwendigerweise auf Grund von Erlebnissen gebildet werden und darum nichts begreifen können, was außerhalb der tatsächlichen Erlebenswelt liegt oder von ihr abstrahiert werden kann.

Metaphysik, insofern sie sich mit dem „Sein“ befaßt, braucht eine Art der Permanenz, die über die Welt der Gegenstände in der menschlich erlebten Wirklichkeit hinausreicht. In der Tat ist die ganze Ontologie eine metaphorische Sphäre, denn sie verlangt, daß die ans Erleben gebundene Bedeutung von „Existenz“ uns „existieren“ in eine Domäne übertragen wird, die laut Definition von aller Erfahrung unabhängig sein soll. Doch wie Berkeley bemerkte (1710, Introd. §10), können wir unmöglich feststellen, was das lateinische „esse“ oder das deutsche „sein“ oder „existieren“ in einer Welt bedeuten sollte, die jenseits jener liegt, in der wir wahrnehmen und begreifen. Anatol Rapoport (1953, S.34) beleuchtet das Problem von seinem praktischen operationalen Gesichtspunkt aus:

Nehmen Sie die Behauptung: „Benares existiert.“ Hat das eine Bedeutung? Laut unserer Definition hat es Bedeutung, wenn es Vorhersagen impliziert ... die Behauptung selbst gibt uns keinen Aufschluß. Wir müssen herausfinden, was der Autor mit der Behauptung meinte, besonders mit dem Wort „existiert“. Wenn der Autor die Bemerkung in Vorhersagen übersetzt, dann wird die Behauptung sinnvoll. Wenn die Vorhersagen sich verwirklichen, wird die Behauptung wahr. Zum Beispiel könnte der Autor der Bemerkung „Benares existiert“ folgendes meinen:

Wenn Sie in die Nähe von Breitengrad 25° nördlich und Längengrad 83° östlich gehen, werden Sie eine Stadt finden. Wenn Sie nach ihrem Namen fragen, wird man Ihnen sagen, sie werde Benares genannt.

Das war in den Fünfzigerjahren. Heute heißt Benares Varanasy, doch an der Existenz der Stadt hat das nichts geändert

Die Bedeutung von „existieren“ ist nicht geheimnisvoll. Sie stützt sich auf das Gerüst von Raum und Zeit, in dem wir die Wirklichkeit unserer Erfahrungswelt aufbauen. Über die Grenzen der Erfahrungswelt kann diese Bedeutung nicht hinausreichen.

Die Wirkungskraft von irreduziblen Metaphern, das heißt Metaphern, die im tatsächlichen Erleben nicht geprüft werden können, diese Wirkungskraft rührt von einem ziemlich einfachen Trick: Indem man einem der Erfahrung unzugänglichen Ding eine bekannte Eigenschaft zuschreibt, schafft man die Illusion, daß dieses Ding existiert und daß man etwas von ihm weiß.

Lassen Sie mich zum Abschluß wiederholen: Wenn Wörter wörtlich gebraucht werden, so sagen uns ihre Bedeutungen was allgemein bekannt ist. Metaphern hingegen schaffen neue Verbindungen. Diese Verbindungen sind vorderhand rein intuitiv. Sie mögen Gefühle hervorrufen, haben aber kein Gewicht im rationalen Diskurs. Insofern weitere Erfahrungen dann zeigen, daß sie auch wörtliche Geltung haben, hören sie auf, Metaphern zu sein. Wie ich bereits ausführte, sehe ich eine Analogie zwischen dem Schaffen neuer prädikativer oder konstitutiver Verbindungen und der Erfindung möglicher Regeln, die Peirce Abduktion genannt hat. Die beiden Fälle lassen sich jedoch meistens mit Hilfe des Kriteriums unterscheiden, das Hans Vaihinger zur Trennung von Hypothesen und Fiktionen benützte. Die Regeln, die eine Abduktion produziert, werden so formuliert, daß sie geprüft und je nachdem verworfen oder beibehalten werden. Im Gegensatz dazu, erwartet niemand, daß Metaphern geprüft werden. Sie werden als Fiktionen für sofortigen Effekt erfunden und benützt.

Literatur

- Aristotle, *Poetics*, In *Introduction to Aristotle*, R.McKeon (Ed.), New York: Random House, 1947.
- Berkeley, G. (1710) *A treatise concerning the principles of human understanding*.
- Davidson, D. (1978) What metaphors mean. In S.Sacks (Ed.) *On metaphor*, 29–46, Chicago: University of Chicago Press.
- Eco, U. (1990) *I limiti dell'interpretazione*, Milan: Bompiani.
- Glaserfeld, E. von (1979) Cybernetics, experience, and the concept of self. In M. N. Ozer (Ed.), *A cybernetic approach to the assessment of children* (67–113). Boulder, CO.: Westview Press.
- Glaserfeld, E. von (1996) *Radikaler Konstruktivismus: Ideen, Ergebnisse, Probleme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Henry, A. (1971) *Métonomie et Métaphore*, Paris: Klincksieck.
- Kuhn, T. S. (1979) Metaphor in science. In A.Ortony (Ed.) *Metaphor and thought*, 409–419. Cambridge, U.K.: Cambridge University Press.
- Lakoff, G. & Johnson, M. (1980) *Metaphors we live by*, Chicago: University of Chicago Press.
- Ricoeur, P. (1978) The metaphorical process as cognition, imagination, and feeling. In S. Sacks (Ed.) *On metaphor*, 141–158, Chicago: University of Chicago Press.
- Schwarz, R. L. (1997) *Metaphors and action schemes*, Lewisburg: Bucknell University Press.
- Searle, J. R. (1979) Metaphor. In A.Ortony (Ed.) *Metaphor and thought*, 92–123, Cambridge, U.K.: Cambridge University Press.
- Vaihinger, H. (1913) *Die Philosophie des Als Ob*. Berlin: Reuther & Reichard, 2nd edition.
- Vico, G.-B. (1744) *Principi di scienza nuova*, Naples: 3rd edition.

Wittgenstein, L. (1933) *Tractatus logico-philosophicus*. London: Kegan-Paul, Trench, Trubner & Co.; 2nd printing.

This paper was downloaded from the Ernst von Glasersfeld Homepage, maintained by Alexander Riegler.



It is licensed under the Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs License. To view a copy of this license, visit <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/> or send a letter to Creative Commons, 559 Nathan Abbott Way, Stanford, CA 94305, USA.

Preprint version of 13 Feb 2006